

lich übers Land. Am fernen Waldhorizont ragt eine pyramidenförmige Salzschatthalde in die Höhe und erinnert mich durchaus ein wenig wehmütig daran, dass dort, in wenigen Kilometern Entfernung, mein Geburtsdorf Polleben und das mir seit Kindheit so vertraute Mansfelder Land mit dem großväterlichen Thondorf in der Abendsonne dämmert.

Die Burg beherbergt ein ansehnliches Heimatmuseum und wir lernen beim geruhsamen Durchstreifen viel vom Land und der Geschichte der Wettiner. Außerdem ist in ihr seit langer Zeit und auch noch immer ein Gymnasium untergebracht, sodass wenigstens zur Schulzeit jugendliches Leben den Ort erfüllt. Zu DDR-Zeiten wurde auf der Burg Landwirtschaft betrieben, in der Nazi-Zeit war sie erst Offiziersschule und dann Oberschule.

Das Abendessen auf der Terrasse eines alten Gasthofes am Markt neben dem Rathaus ist deutsch und deftig und wird ebenfalls von einem einzelnen älteren Mann serviert, wir können keine weiteren Helfer entdecken. Am Nebentisch essen, trinken und schwatzen vier einheimische Männer, wobei ihr Trinken vornehmlich einen uns unbekanntem, einheimischen Kräuterschnaps betrifft, der zunehmend für Heiterkeit und klugschnackiges Schwadronieren sorgt. Ein jüngerer Mann redet unüberhörbar im Mansfelder Dialekt, er kommt ganz offensichtlich von jenseits der Saale. Die Kerle reden so, als ob „drüben“ ein anderes Land sei, so wie vor tausend Jahren, als die Saale Grenzfluss zwischen Deutschen und Wenden war und die Wettiner Herzöge Verteidigungs- und Eroberungsaufgaben zu erledigen hatten. Auch mein Großvater Gustav hat mir vor 55 Jahren viel von der Saale erzählt und von Kriegshändeln und davon, dass die Saale als Grenzfluss auch Gewitter aufhalten könne. Wir standen im Thondorfer Garten und sahen im Osten in der Ferne die drohende Gewitterwand, blauschwarz und wütend, weil sie es nicht fertig brachte, den Fluss zu überwinden. Manchmal konnte es sogar geschehen, dass ein Gewitter, das gerade schrecklich in Thondorf herum-



*„ Unter der alten Eisenbahnbrücke “*

gedonnert hatte, an der Saale umkehren musste, um uns noch einmal zu überfallen.

Die Männer vom Nebentisch erklärten uns auch, dass die Salzpyramide für sie ein prima Wetterzeichen sei: Kommt vom Westen ein Tief, dann sieht sie dunkel aus, weil sie aus der feuchten Luft oder dem beginnenden Regen das Wasser hygroskopisch aufnimmt, leuchtet sie hell, dann haben wir ein sonniges Hoch, wie man jetzt sehen kann.

Ursel deutet inzwischen zögerlich an, dass sie bald genug habe von diesem Zigeunerleben und es ihr allmählich Mühe bereite, immer neue Kulturgeschichte und landschaftliche Reize aufzunehmen und zu verdauen. Bei mir ist das nur angedeutet spürbar, ich bin wohl ein bisschen unersättlicher mit der Neugier.

Die Strecke am nächsten Tag ist wieder malerisch grün und vielfältig, der morgendliche Start sommersonnenschön in der betauten, ruhigen, sanft-kühlen Flusslandschaft, die bis Rothenburg auch Landschaftsschutzgebiet ist. Wie kann man nur in den Ferien etwas anderes tun, als Rad fahren?

*Unter der alten Eisenbahnbrücke* bei Könnern unterläuft uns ein folgenreicher Fehler. Wir übersehen die Routenausschilderung, oder sie fehlt vielleicht auch, und fahren hoch konzentriert auf einem sehr engen Hohlweg, extrem dicht am Ufer entlang, das hier gepflastert schräg abfällt und extrem halsbrecherisch erscheint, zwischen Fluss und Maisfeld. Wir werden immer unsicherer darüber, wo das hinführen soll, glauben längst nicht mehr, dass das der rechte Weg ist, wollen aber auch nicht zurückrackern, können auch gar nicht so ohne Weiteres wenden in dieser gefährlichen Enge, hoffen immer wieder den schönen, oben irgendwo laufenden Schotterradweg zu treffen. Der Weg nimmt kein Ende, wird immer wurzeliger, holpriger, einsamer, das Gebüsch immer dichter und gestrüppiger, bald ragen zirka 10cm lange abgesägte Busch-Strünke dicht bei dicht aus dem Boden, man strauchelt, fängt sich, strauchelt, ich greife stützesuchend ins Gestrüpp, schreie auf vor Schmerzen und entferne einen tief in die Hohlhand gebohrten Stachel von irgendeinem Hartholzgewächs. Nach 2-3 km, wer kann schon sagen wie weit wir gestolpert sind, endet der Pfad in einem Stachelsträucher-gewirr. Rechtsseitig hat jemand einen engen Durchschlupf nach oben geschlagen. Wir laden ab, ich krieche mit dem Rad den extrem steilen Hang 6 m nach oben, stelle die Karre auf den wunderschönen, ebenen, glatt geschotterten Saaleradweg und hole Gepäck und Ursel hinterher. Wir fahren erleichtert, aber noch ein Weilchen fluchend weiter. Schuld war freilich wie immer ich, obwohl Ursel unmissverständlich darauf bestanden hatte, den Weg eng am Ufer zu wählen, wie es ja auch der Radwanderkarte entsprach. Aber das war eben ein bisschen falsch.

Die Reise über Alsleben, am Schloß Plötzkau vorbei, durch den lauschigen Auwald bis nach Bernburg hinein war mir von einer früheren Tour her geläufig. Das schöne Bernburg mit seiner vieltürmigen, prächtig thronenden Schlossanlage auf der Felswand über der Saale haben wir nur für eine Kaffeepause genutzt. Ursel war offensichtlich kunstgeschichtlich überfüttert, wollte und konnte wohl nichts mehr aufnehmen, so zogen wir weiter.

Die Mündung: Der Weg über Nienburg und Calbe war landschaftlich noch freundlich, aber unspektakulär, es gab wieder reichlich Obst zu ernten, Mirabellen, Pflaumen, Birnen, Äpfel in vielen schmackhaften Varianten. Zwischen Calbe und Barby wurde es wieder steppenhaft trocken, alles Gras graubraun, alle Büsche und Bäume mit welken, hängenden Blättern, die Räder ruckerten über heiße Betonplatten. Irgendwo unweit rechts von uns verschwand unsere liebgewonnene Saale im flimmernden Sommerlicht durch ein Schilfgebiet hindurch geruhsam in der Elbe. Vor Werklitz trafen wir eine kleine, altersschwache Gierseilfähre, die uns gemeinsam mit einem bayerischen Radlerehepaar ans andere Ufer brachte. Der Mann zog auf einer angehängten Zweiradkarre seinen darauf stehenden hechelnden Hund hinter sich her. Wir überholten sie und verloren sie aus den Augen, mussten aber gleichwohl noch ein Weilchen darüber spotten, wie dieser hundefreundliche Bayer durch die oberfränkischen und thüringischen Berge gerackert sein muss, ständig mit der hopsenden Karre und dem jaulenden Tier hintendran. Welch eine aufopfernde Tierliebe!

In Barby fanden wir noch einmal einen adretten, rustikalen Gasthof mit freundlichem Zimmer. Die Oma, gewiss die Mutter des jungen Wirts, bediente uns beflissen und wortreich und versicherte uns um andere Mal, dass sie den köstlichen Bienenstich und den saftigen Streuselkuchen selber backe, dass es bei ihr keine Alkoholiker oder Rabauken gäbe, die Straße nachts ruhig sei und hier viele Radfahrer einkehrten und logierten. Der Gasthof verfügte über einen prächtigen, hohen,

altbäuerlichen Tanzsaal, wie ich ihn von den Lausitzer Dörfern in meiner Jugend her kannte, mit einer bunt gemalten Holzdecke, alten Holzbalustraden, hölzernen Säulen und allerlei hölzernem Zierrat. Die gesprächige Oma war sichtlich stolz, als ich all das lobend erwähnte und lud uns für das nächste Wochenende zum großen Schützenfest ein.

Am 23. August starteten wir zur letzten Etappe, um in Dessau die 640 km lange, wunderbare Wegstrecke zu vollenden, nach der ich jetzt beim Schreiben schon wieder Sehnsucht spüre. Es war ein abschiedgefühlig, ruhiger Weg durch Dörfer und Wälder. In Walternienburg, wenige Kilometer hinter Barby, frugen wir vorsichtshalber einen alten Mann nach dem Weg. Er stand etwas verloren in der Ortsmitte, trug graubraun geschipperte, oben etwas zu weite Altmännerhosen mit Hosenträgern, ein bläuliches, abgeschabtes Hemd, aus der rechten Hosentasche lugte eine Schnapsflasche. Er gab gern, gut gelaunt und ausführlich Auskunft, bestieg sein altes, klapperiges Damenfahrrad und schilderte, uns hartnäckig begleitend, ununterbrochen redend, über ungefähr 2 oder 3 km den größten Teil seines Lebens und alle aktuellen Umstände: Seine Frau sei übers Wochenende gerade mal zur Tochter gefahren, die hätten irgendwelchen Weiberkram zu erledigen, und ein Auto habe er auch nicht mehr, da sei ihm in Polen einer draufgefahren, Totalschaden, sozusagen, und das war nagelneu, wissen sie, und nun stehe ich da, aber ich fahre ja gerne Rad, bin immer gerne Rad gefahren, deshalb kenne ich den Weg auch so genau, den bin ich doch ständig nach Badetz gefahren, in Badetz wohnte meine Freundin, aber das ist nun schon wieder 45 Jahre her, so vergeht die Zeit, wohnen tue ich in Poleymühle, das ist da hinten rechtsrum, am Wald, nicht mehr weit, aber ich könnte auch noch weiter fahren, mir fehlt nichts, ich bin kerngesund, für mein Alter, na ja, jetzt will ich erst mal im Garten nach den Tomaten sehen und nach den Birnen, die faulen schnell, wissen sie, da muss man Acht geben. Er verließ uns nur ungern an seinem einsam am Waldrand wartenden Häuschen, in Poleymühle.

Mit unserer letzten Fähre setzen wir bei Aken über die Elbe und streben nun, erstmals im kühlenden Nieselregen, auf einem langen Wald-Radweg längs der Autostraße irgendwie hastig, als könnten wir es nicht erwarten, endlich nach Hause zu kommen, der Stadt Dessau zu, wo wir dann noch im Vorbeifahren flüchtig das Bauhaus von außen betrachten und glücklich ohne langes Warten einen Zug nach Berlin vorfinden, uns in die Sitze kuscheln und in wohliger Ermattung von den vielen Abenteuern zufrieden heimwärts treiben, nach Berlin.

## Caput XVI

### BOTSWANA MON AMOUR

Der Leser wird sich fragen „was, schon wieder Afrika?“ Ich kann nur antworten: „ja, es muss sein.“ Botswana ist etwas ganz Besonderes und ich muss wenigstens das am meisten Aufregende von dieser Tour erzählen.

Es war im März 2005, als mein Sohn Henning und ich auf die Reise gingen. Zuerst der Endlos-Flug nach Johannesburg, dann der Kurz-Flug nach Victoriafalls in Zimbabwe, wo wir unseren Safari-Führer Thomas trafen. Der Mann ist ein sehr sympathischer Deutscher mit botswanischer Staatsangehörigkeit und einer sehr schönen schwarzen Botswani als Frau, die er aber nicht hat heiraten können, weil er den Brautpreis von 20 Rindern (Lobola) nicht bezahlen kann – ein ganz übliches Verhalten in Botswana und den südlichen Ländern Afrikas. Er fuhr uns sofort zu den Viktoriafällen, die wir schon viele Kilometer vor dem Ziel an einer hoch zum Himmel steigenden Sprühnebelwolke erkennen konnten. Der Blick auf die gewaltigen herabstürzenden Wassermassen des Sambesi ist überwältigend, die Schlucht donnert und „dampft“, überwölbt von schönen Regenbögen. Die einheimischen Kolobo nennen



*„einige Highlights herausgreifen“*

ihren Wasserfall „Mosi oa Tunya“, was „donnernder Rauch“ bedeutet. Der „Rauch“ steigt bis zu 300 m hoch und ist schon aus 30 km Entfernung zu sehen. Die Fallkante ist 1708 m lang, das Wasser stürzt 110 m in die Tiefe, die Schlucht ist maximal 50 m schmal. Ein unerhörtes Schauspiel der Natur. Wir wurden bei unserer Wanderung entlang der Schlucht zeitweilig von einer Pavian-Horde begleitet, die uns friedlich beobachtete. Von dem allenthalben präsenten Sprühnebel waren wir in Kürze durchfeuchtet, was bei der afrikanischen Hitze durchaus angenehm war. Andere Touristen trafen wir nicht. Die Vorstellung, dass der Staat Simbabwe plant, hier einen 300 Millionen Dollar teuren Vergnügungspark zu errichten, ist ziemlich unerträglich. Man kann nur hoffen, dass der greise schäbige und machtgierige Diktator des Landes bald aus biologischen Gründen zurücktreten muss und das Vorhaben nicht verwirklicht wird. Die Region ist Welt-Naturerbe der UNESCO.

Wir verließen die aufregende Landschaft über die alte eiserne Sambesi-Brücke, durchfuhren einen Zipfel von Sambia, wo wir in einem Camp am Sambesi übernachteten und die übrigen Mitglieder unserer Reisegruppe kennen lernten (Christa und Klaus, Heidi und Lothar mit Enkel Marko) und erreichten endlich Botswana, unser Traumziel.

Ich werde nun nicht die ganze Reise schildern und die wunderbaren Tiere, die wir ja auch schon in Kenia erlebt hatten, sondern *einige Highlights herausgreifen* und davon etwas ausführlicher erzählen. Sehr aufregend waren die großen Elefantenherden am Chobe-Fluss mit vielen putzig spielenden Jungtieren und riesigen Bullen, die im Trab in den Fluss stürmten und im Wasser untertauchten, herumspritzten und sich abkühlten. Hier ist die wohl elefantenreichste Region Afrikas. Wir haben an diesem Tag das Zählen bei der Zahl 200 aufgegeben. Natürlich gab es reichlich Flusspferde, Krokodile, Gnus, Antilopen, Zebras, Büffel, Giraffen, Straußen, Sattelstörche und Klaffschnäbel, aber auch unsere Weißstörche, Limikolen, Greifvögel, Geier und allerlei Trappen. Aber vorläufig sahen wir keine Löwen, keine Leoparden, keine Nashörner.

Im Savuti-Nationalpark kam es zu einer besonderen Überraschung. Von einer Safari zurückkehrend fanden wir alle Zelte gewaltsam geöffnet, Kleidungsstücke, aufgerissene Kekspäckchen, Plastiktüten, Medikamente lagen wild verstreut herum, eine Meerkatzen-Horde hatte unser kleines Zelt-Lager geplündert. In unserem Zelt fehlte nichts, die Nachbarin Heidi suchte verzweifelt ihre Beta-Blocker, fand sie, es fehlten etliche, Christa jammerte leise vor sich hin, ihr Mann Klaus schimpfte wütend über die „Sauerei“. Die Schäden hielten sich aber durchaus in Grenzen, die Tiere sind wohl bei ihrem Überfall gestört worden.

Im Moremi-Nationalpark am Kwai River erlebten wir ein anderes Abenteuer: Henning und ich gehen morgens zum Zähneputzen, Waschen usw. ins zentrale Toilettengebäude des Camps, als wir plötzlich im Wald lautes donnerndes Stampfen hören und spüren. Und da kommen sie auch schon angestürmt, zwei kolossale Flusspferde im wilden



*„Wände mit Cola- und Bierdosen“..*

Galopp auf dem Pfad mitten hindurch durch unser Zeltlager. Wir springen rasch jeder hinter einen Baum, die flotten Fleischberge donnern in einen Meter Entfernung an uns vorbei und stürzen sich abbiegend in den nahen sumpfigen Kwai River, wo sie ihr Revier haben. Safari-Führer Thomas hatte so etwas auch noch nicht erlebt und fand das sehr ungewöhnlich.

Das Okavango-Delta erreichten wir mit zwei Kleinflugzeugen, es war noch Regenzeit, die Zelte standen auf einem flachen waldigen Hügel. Wir lebten in einem Paradies am Ufer eines Flüsschens, in dem ein nicht ungefährlicher Flusspferd-Bulle herrschte. Die Bäume waren voller exotischer Vögel, im nahen Umfeld Zebras, Antilopen, Wasserböcke, Affen, Giraffen. Die Wassermassen aus Angola, die bald das Delta überschwemmen werden, waren noch nicht eingetroffen, sodass das Land eher trocken war.

Wir wurden von sehr freundlichen aber auch selbstbewussten Einheimischen versorgt und beköstigt. Die Frauen trugen weiße Kleider und weiße Häubchen auf dem Kopf. Die Männer führten uns durch den Busch. Sie zeigten uns auch ihr Dorf aus Lehmhäusern in traditioneller Rundbauweise, bei denen einige die *Wände mit Cola- und Bier-Dosen* stabilisiert hatten. Der Dorfälteste ließ uns in sein Haus blicken, seine Frau begrüßen und mitteilen, dass die Dorfbevölkerung ziemlich zufrieden lebte, auch weil sie durch das Touristen-Camp ihr Auskommen gefunden hätten.

Überhaupt hatten wir in Botswana den Eindruck allgemeiner Ruhe, Stabilität und wohl auch Zufriedenheit. Wir haben keine Bettler gesehen, kein offenkundiges Elend, auch nicht in der Provinz-Stadt Maun, dem einstigen Häuptlingssitz des Stammes der Batawana. Der Staat ist demokratisch verfasst, neben dem Parlament existiert eine Art Oberhaus, das „House of Chiefs“, in dem die wichtigen Stammeshäuptlinge Sitz und Stimme haben. Die Wahlen sollen tatsächlich frei und fair, das Rechtswesen weitgehend korrekt und die Korruption bemerkenswert gering sein. Das Land verfügt über große Diamantenvorkommen, ist also